

Die Blume der Campagna.

Abendstille. Die breiten Wipfel der Bäume schauern träumerisch, die Blätter der Lilien klingen, und nur die düstern Schreien ragen klar und resonant zum Himmel. Tramböden läutet das Glöcklein einer Dorfkirche mit dünner Stimme zur Besper. Auf der neuen Hauptstraße, die nach den Bergen Anstiegs führt, kommen zwei Wanderer. Sie gehen mit lässigen Schritten in der Richtung nach Rom. Der eine ist ein eher Campagnolo mit weitem malarischen Mantel, grauem Bart und von häufigen Fiebern ausgeglühten Augen; der andere eine junge, schlank Gestalt mit braunem verdorrenem Wams, aber der rothbeinige Hüftstumpf sitzt auf einem schwarzen Ledersattel, der eines ansehnlichen Helms würdig wäre. Vor Rechten der Straße erscheint eine einfache Oesteria mit rebenumzäunter Terrasse.

Es gilt! Aber wir wollen Zeugen sein! Ich rufe euch, wenn es Zeit ist! Er wirft das Geld auf den Tisch und entfernt sich. — Jeder Sonntag und Freitag und oft Abends unter der Woche stellt sich nach dem Campagnolo Oesteria ein. Er bringt Chiara seine Rosen mehr. Staum das er sie grüßt, wenn er kommt und geht. Einmal legt er sich in einen Winkel und trinkt seinen Wein. Und nur die Blide seiner feuchten Augen huschen hinter dem Mädchen her wie die Bege. So erreicht er, daß sie bisweilen nach ihm sieht, erhaunt, forschend. Ihre Blide lauchen gar bald ineinander und des jungen Mannes Augen blitzen gefährlich. Chiara vergißt ihren Stolz und ihre Radgeklüfte. Er hat sie ja nicht gekannt, als er so geringfügig über sie zu Starpa sprach! Sie macht sich in seiner Nähe zu schaffen und läßt sich einmal ihm gegenüber nieder.

Sorge verzehrt? Sie zittert und bleibt stehen wie festgebunden. Treibt ihn die Sehnsucht nach Ruhe her? Er kommt näher und will nach stiller Grube vorüber. Chiara, wo gehst du hin? ruft sie. Der Arzt schied mich heim, in die Berge. Dort soll ich ganz gut werden, denn es hat ein wenig lang gedauert, bis ich wieder in die Höhe kam! antwortete er leise und lebt den Blick. Und ihre Augen verließen sich in- einander wie damals, doch die seinen sind nicht mehr feucht, sondern matt und traurig, die ihren voll Angst und drängender Liebe. Chiara, schreit sie mit einem Mal und wirft sich an seine Brust. Daß mich mit dir gehen und gut machen, was ich verbrochen habe! Gut machen? meint lächelnd der Bursche. Wir sind ja nun quitt! Aber glücklich sein wollen wir, wenn du mich so gern hast, wie ich dich, Chiara! Und die Blume der Campagna gibt ihm diesmal statt des Messerflickes einen glühenden Kuß als Antwort.

Rivalen. Von Alfred o. Bedenstern. Sie waren zwei richtige, gute Freunde und arbeiteten den fünften Sommer zusammen an der Erforschung des Erdinnern als staatsbesoldete Geologen. Der eine, Dozent Anton Karlen, war ein tüchtiger Gelehrter, Akademiker mit Aussehen eines Professors und ein großer, blonder, noch gut aussehender Riese mit ruhigem Temperament und gutem Herzen und einem kleinen Anflug zu einem Schmeicheleier. Der andere, Friedrich Harting, war nach bescheidenem Seminarstudium Schulfuchs und hatte auf eine Vortragsstelle und wählte in den langen Sommerferien Chiara als Interesse, theils seiner Schulden wegen in der Erde. Sein Geist dürstete nach Steinen und billigen Metallen und sein Vortemponierte nach ein bißchen mehr als dem Gehalt. Er war eine glatte, feine und mit seinem Gesicht, schmächtig, leicht erregbar und seinem großen Kameraden von Herzen geübt. Und wie sie da unten in Nord-Justiz lächelnden Triften gruben und wühlten, gruben sie sich an einem schönen Vormittag zu einem reizenden Herren- fisch bei Veranda und Balconen und einem großen Tisch mit Wasser und Himbeersaft auf der Veranda und zwei schönen, bezaubernden Damen in hellen Sommerkleidern, zwei richtigen Edelsteinen einer Art, die da draußen auf dem durchwühlten Bauernlande von armen, schwächlichen Geologen selten gefunden wird. Die beiden Erdgraber lehnten sich an die Eingangspforte und starrten nach der einladenden Tafel hin. Das sind die rechten Leute, du! sagte der Dozent. Das sind ein paar richtige Engels- gestalten! meinte der Schullehrer. Die Urteile wichen ja sehr von ein- ander ab; aber das schienen die beiden nicht zu merken. Ob man sich da was zu schaffen machen sollte? fragte der Lehrer. Wenn mein Karlen nur nicht so verdammt schamhaft wäre! feuerte der Dozent.

Der Sühneprinz. Von Emil Verdan. Der junge Dr. med. Trobenberg und sein junges, hübsches Fräulein Etta schmolten schon seit einiger Zeit ganz ernstlich mit einander. Julius, obwohl ein häuslicher, solider Gatte, war ein passionabler Raucher, der, vom Ablauf der Nachmittagspredigten an bis spät in die Nacht hinein die Cigarre nicht aus- gelassen ließ. Fräulein Etta war aber eine noch passioniertere Liebhaberin von schmeicheleichen Gardinen. Diese Gardinen schienen mit der Besizerin insofern sympathischer, als sie sich stets einen Anfall von „Gelbsucht“ anmerkten, sobald sich im Studierzimmer des Herrn Doctors Cigara-... rauch verbreitete. Julius priegte dann die junge Frau zu rufen. „Sieh nur, wie chine- sisch diese Gardinen schon wieder ausgehen, und sie sind doch erst vor wenigen Tagen, frisch aus der Platte, aufgestellt worden! O Männer, Männer!“ Aber Etta liebes! pflegte dann der junge Gatte zu ripostieren, „so schaffe doch endlich gelbe Gardinen an! Habe Dir das schon 1001 Mal ge- sagt!“ „Gefse! O Du garstige Mann! Du wirst sie mir ja bringen rauchen!“ „Nun, so schaffe meinetwegen braune an!“ „Braune? Ach herzieh! Wie lange wirst Du da draußen, sie schwarz zu rauchen!“ „Meine Zeit, Du schaffst schwarze an!“ „Schwarze? Und Deine Augen? Wie willst Du sie öffnen, die Du das abscheuliche Cigarettenschwarz auf sie gibst?“ „Und Du bist doch Arzt!“ „Nun, so schaffe gar keine an.“ „Gar keine, und was würden die Leute sagen?“ „Ach was, meine Cigarre muß ich haben.“ „Und ich meine weißen Gardinen.“ „Nun so war denn der Krach schließlich zu Stande gekommen. Fräulein Etta hatte das letzte Wort behal- ten und Julius seine letzte Cigarre zu Hause geraucht. Wehe, wehe! — Und die Folgen da- von? Dr. med. Julius Trobenberg hielt sich von jetzt ab alle Abende außer Hause und meist bei seinen Commis- sionen auf der Corpstraße auf, um hier bei mehreren „Töppchen“ (Erdem- feiner Rauchposition) angezogen zu sch- weimen; und Fräulein Etta behauptete sich mit Haren, ihrem Schöndnen, einem feinen „Einjährig- freiwilligen“, allein und sie ließ sich die Abendgebeten, während der Kleine — schlief. O diese schrecklichen, einsamen, einsamen, langweiligen Abende! Wie sollten sie verbracht werden? Clavierstunden? Singen? — Ja, wenn nur der kleine Harry aufwachen könnte! — „Schreienden“ Protest da- gegen erhoben hätte! — Und man hatte doch auch ein Mutterherz! Malen? Sticken? Bei Lampenlicht? Sing nicht? Schlafengehen? — Mit den Hüh- nern? Nein! Ausgehen? — Wohin allein? Ach! Man war ja allein — so allein — so mutterelienallein! Wie wär's — hm — wie wär's, wenn man nachgäbe — Frieden schloß? — — — Schien! — Aber wie! — Abbitte leisten? — Wofür denn? In dieser Stimmung entsaltete Fräulein Etta eines Abends in ge- wohnter Kästigkeit die Zeitung, bereit, dieselbe sehr bald zu den übrigen in die schnelle Wappe zu speidern. Da fiel ihr Blick auf das Wort „Sühneprinz“, und dieses eine Wort hatte gerade heute in diesem Moment einen so faszinierenden Reiz für sie, daß sie ohne Unterbrechung den ganzen Ar- tikel herunterlas. Der Inhalt war dieser, daß, da nunmehr die Differen- zen zwischen der deutschen und chinesi- schen Regierung ausgeglichen worden seien, der Sühneprinz Tschun seine Reise nach Berlin von Babel aus fort- setzen dürfe. Von beiden Seiten seien gewisse Zugeständnisse gemacht worden. Einerseits habe der Kaiser eingewil- ligt, den Prinzen Tschun allein, nur in Gegenwart eines Dolmetschers zu empfangen, und so sei also das beun- ruhigende Intermezzo der Sühneprinz- „Wiederholungen“ abgelaufen. Er legte Frau Etta das Blatt auf und schaute über sie hinweg nach den Ge- danken. „Sühneprinz“, sagte diese sanft und legte ihm den Kopf an die Schulter, „die eheliche Sühne erfordert, wie die poli- tische, beiderseitige Zugeständnisse. Siehe, hier ist Stoff zu gelben Gar- dinen. Das ist mein Zugeständnis. Du aber läßt fortan das Cigarettenschwarz, kleist hüßlich bei den Deinen und rauchst Pfeife. Die anmaßt doch nicht so sehr. — Nimmst Du an? — Ohne Murren, Etten! Ohne Murren!“ rief Julius glückselig. „Und nun ist Friede geschlossen, Männer!“ fragte die junge Frau und spülte den Rosenmund. „Friede! — Mit diesem Stempel ra- tificiere ich die Präliminarien!“ be- stätigte Julius und küßte sie.

Der Kauf der Dinge. Ein Mann, der noch nach Mitterweile Per pedes machte seine Reise, Den fuhr ein Radler frisch und led Mit seinem Kadel in den Dred. Und als der Mann dann aufbegehrt, Da hat der Radler ihn belehrt: Sei Du nur still und füg' Dich drein, Denn ich bin groß und Du bist klein! Raum das der Radler so gesprochen, Da trachten ihm schon alle Knochen, Weil ihn auf seiner Weltfahrtour Ein Motorfahrer überfuhr. Und als der Radler aufbegehrt, Da hat ihn der Chauffeur belehrt: Sei Du nur still und füg' Dich drein, Denn ich bin groß und Du bist klein! Die Geheimnisse. Humoreste von G. A. Denny. Sie waren nun gerade vierzehn Tage verheiratet und lebten unge- heuer glücklich. Aber allmählig fing man doch an, auch an andere Sachen zu denken, als bloß an Liebe, und eines Tages, als Otto im Bureau war, überkam seine kleine Eva das Gefühl, doch einmal unter den Sachen ihres Herrn und Gemahls umherzu- guden. Ein wenig „tramen“, wie sie es nannte. Und sie kramte lustig darauf los. Denn es war ihr Alles sozusagen unter die Augen gerückt. Kein Fach war verschlossen, nirgends etwas Geheim- liches, Verstecktes! „Ach, ich“, dachte Eva, „das hätte ich mir viel amüsanter vorgefellt!“ Da fiel ihr Blick plötzlich auf eine unheimbare, eiserne Truhe, die halb bestückt in einem Winkel des Zim- mers stand. Evas Augen leuchteten auf. Mit raschen Schritten eilte sie auf die Truhe zu. Ihre rothen Finger fahden den Deckel und jogen daran. Aber — o weh! — hier stieß sie zum erstenmal auf Widerstand. Die Kaffette war verschlossen, und den Schlüssel fand sie nicht. „Gott ich ihn fragen, was da drin ist?“ dachte sie. „Doch nein“, entschied sie nach einer nachdenklichen Pause, „er wird mich ein neugieriges Gähnen scheitern. Aber wissen muß ich, was drin ist.“ Die folgenden vierzehn Tage brachte sie damit zu, durch tausend listige Spe- culationen dem Schlüssel auf die Spur zu kommen, und endlich ward auch ihr Suchen mit Erfolg gekrönt. In einer alten Malloktavase fand sie ihn. Sie jubelte. Dann stieß sie ihn mit fast fieberhafter Erwartung in das rothige Schloß. Aber wie sie auch die Lippen zusam- menbiss und sich die bebenden Hän- den verrentete, der Schlüssel drehte sich nicht um einen Millimeter breit im Schloß herum. „Ein Verirrschloß!“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor und betrachtete mit sorgfältigen Blicken das widerpen- dige Schloß. Damit legte sie den Schlüssel wieder an seinen Platz. Sie wollte also nicht, was in der Kaffette war. Nein! Und sie würde es auch nicht erfahren. Nein! — Und aber doch! Jawohl, gerade! Als Otto eines Tages nach gehab- tem Mittagsmahl seine gewohnte Siefta halten wollte, schlangen sich auf einmal zwei weiche Arme um seinen Hals. „Othosen?“ „Was denn, mein Schatz?“ „Ach, ich bin eine recht alberne, kleine Person!“ „So sag' doch, Du närrisches Frau- chen, was Du willst!“ „Otto!“ „Was ist das für eine Truhe in Deinem Zimmer?“ „Der eiserne Kasten?“ „Das ist meine Geheimkaffette!“ „Oh! — Und was machst Du denn damit?“ „Da bewahre ich meine kleinen Ge- heimnisse drin auf.“ „Ach, nicht wahr, und da hat sie auch ein geheimes Schloß, das Nie- mand aufbringt, der es nicht kennt?“ „Natürlich, Gochen, sonst hätte es ja keinen Zweck!“ „Ach! — Otto — ich möchte wohl so gern einmal sehen, was da geht.“ „Mit Vergnügen, mein Liebling, ich weih nur momentan nicht, wo ich den Schlüssel dazu habe.“ „Oh, liegt er nicht vielleicht in einer Wase?“ „Das ist möglich! Aber in wel- cher? Wir haben viele.“ „So guck dir in alle. Nehmen wir zuerst die da. Ich werde sie hal- ten und Du fährst mit der Hand hin- ein.“ Und er fuhr mit der Hand hinein und brachte den Schlüssel heraus. „Nein, dieser Zufall!“ rief er ver- wundert aus. „Gleich in der ersten“, jubelte sie. „Und nun schliege wir auf, nicht wahr?“ „Und er schloß auf, nachdem er an allen Enden und Kanten gebrüdt und geknipst hatte. Mit brennender Ungeduld wartete Gochen auf den Moment, wo der Deckel aufgehen sollte. Sie selbst half mit ihren rothen Fingernspitzen nach. End- lich war er offen. „Ach, Du!“ rief sie enttäuscht aus. „Was denn, mein Liebs?“ „Der Kasten ist ja leer!“ „Nun ja!“ „Und Du hastest doch gesagt, Du bewahrst alle Deine Geheimnisse drin auf?“ „Natürlich, wenn ich einmal welche haben werde!“

Seiten der Träume. Von Prinz Emil Schönald-Carolath. Mein Lieb, gebest du der Zeiten, Da sehnd das Herz uns schwooll, Wenn fern aus des Waldes Weiten Der Ruf des Rudolfs scholl? Das waren die Seiten der Träume, Da gehen wir Hand in Hand, Es fied durch die tausendenden Bäume — er Sommerwind singend ins Land. Da reißt sich auf's Neue Von Lenzen, die nicht vergehen, Von Hoffnung und Frauentreue, Von Wandern und Wiedersehen. Nun sind verschwunden die Tage Der Jugend, der Rosenpracht, Da bu mit glückseliger Sage Ins gläubige Herz gelacht. Und längst verschollen, verklungen Ist unser Zeuge Spur, Denn was dein Mund einst gesungen, Es war ein Märchen nur. — M i t t e r s t a n d e n. Herr: Ich schähe Sie sehr hoch, Fräulein Gulalia. Alle Jungfer: Witte, ich bin erst 29 Jahre alt. —